

Annäherung an einen Begriff, dem viele Gestaltungsmöglichkeiten innewohnen

«Für die Umsetzung der Sozialraumidee gibt es kein einfaches Rezept»

Beim Fachkonzept Sozialraum stehen der Wille und die Ressourcen von Menschen, die Unterstützung brauchen, im Zentrum. Das helfende Angebot wird rundherum organisiert. Sozialwissenschaftler Christian Reutlinger* erläutert die Chancen des Konzepts und benennt die Herausforderungen.

Interview: Elisabeth Seifert

Der «Sozialraum» – was ist das eigentlich? In der Alltagssprache jedenfalls handelt es sich um einen eher weniger gebräuchlichen Begriff ...

Christian Reutlinger: Im Alltag taucht der Begriff in der Arbeitswelt, beispielsweise in Fabriken oder Betrieben, auf. Der Sozialraum ist der Ort, wo sich die Mitarbeitenden umziehen, wo sie sich aber auch zum Kaffeetrinken oder zum Mittagessen treffen, der Treffpunkt der Belegschaft. Darüber hinaus benutzt man den Begriff kaum. Der Begriff «Raum» hingegen wird im Alltag oft und auf ganz unterschiedliche Weise verwendet. Neben einer bestimmten Örtlichkeit, einem Zimmer, lässt sich Raum auch symbolisch, beispielsweise im Sinne von Möglichkeiten verstehen: Ich gebe

«Die Klienten werden stärker in die Ausgestaltung der Hilfeprozesse mit einbezogen.»

mir selber «Raum», zum Beispiel für meine persönliche Entwicklung. Oder: Wir haben «Raum», um etwas zu diskutieren.

Wo sehen Sie den Zusammenhang zum sozialwissenschaftlichen Konzept des Sozialraums?

Gerade weil der Begriff im Alltag nicht so gebräuchlich ist, lässt er für die wissenschaftliche Verwendung sehr viele Interpretationen zu. Entsprechend vielfältig sind seine Bedeutungen. Wir müssen deshalb immer erklären, was wir genau unter Sozialraum verstehen. In der Sozialen Arbeit ist der Begriff aber stark geprägt durch fachliche Entwicklungen in Deutschland in den 90er-Jahren. Im Zentrum stand eine scharfe Kritik an den bestehenden institutionellen Strukturen der Kinder- und Jugendhilfe. Damit lässt sich eine Traditionslinie zum Konzept der Lebensweltorientierung ziehen. Das heisst: Ausgangspunkt jeglicher Hilfe und professioneller Unterstützung sind die betroffenen Kinder und Jugendlichen, die Art und Weise, wie sie ihre (Um-)Welt deuten und interpretieren.

Das Konzept entwickelte sich an der Kritik der Institutionen im Kinder- und Jugendbereich. Können Sie das näher erläutern?

Die deutsche Kinder- und Jugendhilfestruktur war Gegenbild zur Idee des Sozialraums als offenes, niedrighschwelliges und hoch flexibles Gebilde. Sie war starr, unbeweglich und agierte in den engen Grenzen der vielen Gesetze und strukturellen Vorgaben. Die für Kinder und Jugendliche und ihre Familien zuständigen Abteilungen und Einrichtungen würden deshalb oft nebeneinander handeln, ihre Aktivitäten nicht genügend aufeinander abstimmen. Bildlich wurde dieser Zustand mit dem Begriff der «Versäulung» beschrieben, also dem blinden Nebeneinander von Verwaltungseinheiten. Mit der Idee des

* **Christian Reutlinger**, Prof. Dr. habil., 47, ist Sozialgeograf und Erziehungswissenschaftler. Er leitet das Institut für Soziale Arbeit und Räume der Fachhochschule St. Gallen und ist verantwortlich für den interdisziplinären Forschungsschwerpunkt «Soziale Räume».



Christian Reutlinger in seinem Büro an der FHS St. Gallen: «Mit dem St. Galler Modell, das wir vor knapp zehn Jahren entwickelt haben, legen wir die drei grundlegenden sozialräumlichen Gestaltungsziele offen.»

Foto: esf

Sozialraums schien eine Reform dieser Struktur und eine Veränderung der Situation gleich auf mehreren Ebenen möglich. Zum einen konnten, wie ich bereits erwähnt habe, die Klientinnen und Klienten im Sinne der Lebensweltorientierung stärker in die Ausgestaltung der Hilfeprozesse mit einbezogen werden. Die Verwirklichung partizipativer Prozesse, als lange gefordertes Kernprinzip, schien endlich möglich. Und zum anderen hatte der Öffnungsgedanke zur Folge, dass Einrichtungen, Heime nicht länger für sich im luftleeren Raum agieren, sondern sich in einem bestimmten Kontext bewegen. Man ist immer in einem Dorf oder einer Stadt verortet, wo es andere Akteure gibt. Mit diesen Einrichtungen, aber auch mit zivilgesellschaftlichen Akteuren, muss man zusammenarbeiten, sich vernetzen. Das Versprechen lautet: Wenn wir das Kind oder den Jugendlichen ins Zentrum stellen und dann die Hilfe rundherum organisieren und zusammenarbeiten, dann sind wir fachlich besser und effizienter.

Die Zusammenarbeit mit unterschiedlichen Akteuren ist sicher alles andere als einfach?

Mit unterschiedlichen, auch fachfremden Akteuren zusammenzuarbeiten, ist mitunter herausfordernd. Wie der Sozialraum-

Orientierungsaspekt der Vernetzung umgesetzt werden kann, ist unter anderem stark davon abhängig, wer die Idee aufgreift und initiiert. Manchmal können das Auftraggeber sein, also Behörden oder die Politik, die mehr Kooperation fordern. Die dahinterstehenden Absichten können sowohl fachlicher, aber vielfach auch finanzoptimistischer Art sein, indem es lediglich um Sparen geht. Vielfach ergreifen Heime oder andere Praxisorganisationen die Initiative zur Vernetzung, da sie sich eine qualitative Veränderung erhoffen. Zudem ist das Feld für sozialräumliche Organisationsstrukturen heute sehr breit, neben dem Bereich der Kinder und Jugendlichen etwa auch bei der Betreuung von Menschen mit Behinderung oder in der Arbeit mit älteren Menschen. Zentral ist deshalb, diese Ausgangslage zu analysieren und klar zu benennen, welche Ziele man mit dem Reformprozess verfolgt. Wie schon gesagt, liegen im Sozialraumbegriff sehr viele Gestaltungsmöglichkeiten, einfache Rezepte zur Umsetzung gibt es deshalb meiner Meinung nach nicht.

Mit Ihrem «St. Galler Modell zur Gestaltung des Sozialraums» wollen Sie in diesem Prozess Unterstützung bieten?

Mit dem St. Galler Modell, das wir vor knapp zehn Jahren ent-

>>

«Man muss die Ausgangslage analysieren und klar benennen, welche Ziele man verfolgt.»

wickelt haben, legen wir die drei grundlegenden sozialräumlichen Gestaltungsziele offen und ermöglichen so eine differenzierte Diskussion über Ausgangslage und Ziele. Wie schon erwähnt, kann ein Gestaltungsziel darin liegen, die strukturellen, organisatorischen oder finanziellen Rahmenbedingungen zu verändern. Erreicht werden soll dies durch den internen Umbau der Einrichtung, der Reorganisation von Verwaltungsabläufen und durch neue Formen der Kooperation mit anderen Organisationen. Dies läuft oftmals über die Begriffe von «Dezentralisierung» und «Regionalisierung». Auf einer ganz anderen Ebene ist das zweite Ziel angesiedelt, indem über eine bestimmte Gestaltung des Sozialen, durch die Arbeit mit Menschen zum Beispiel, solidarische und nachbarschaftliche Unterstützungssysteme geschaffen werden sollen. Hierzu müssen die unterschiedlichen Akteure beteiligt und ihre Ressourcen aktiviert werden. Das dritte Ziel strebt schliesslich die Veränderungen in der physisch-materiellen Umwelt an, etwa indem Barrieren und Hindernisse im Wohnumfeld eliminiert oder Treffpunkte geschaffen werden. Hinter jeder Zielperspektive stehen unterschiedliche Akteure, und entsprechend fusst das Modell auf einer bestimmten Vorstellung von Raum.

Unter «Sozialraum» wird heute oft eine bestimmte geografische Einheit verstanden, zum Beispiel ein Quartier. Sehen Sie das anders?

Mit dieser Raumvorstellung macht man es sich relativ einfach. Bei der Suche nach einem «Sozialraum» als sinnvolle Handlungseinheit einigt man sich auf ein bestimmtes Gebiet. Was jedoch aus einer verwaltungslogischen Perspektive Sinn macht, kann für professionelle Akteure problematisch und für die in einem Gebiet wohnenden Menschen fatal sein. Was, wenn für Letztere das Wohngebiet gar nicht bedeutsam ist für den Alltag? Da die unterschiedlichen Perspektiven gar nicht mehr verhandelbar sind, sondern das Bild des «Quartiermenschen» alles determiniert, kritisiere ich das Raumverständnis bei solchen Vorgehensweisen.

Die Quartiere sind aber wichtig ...

Ja, gewiss, aber mit Einschränkungen. Man muss sich fragen, welche Veränderungen innerhalb eines Quartiers möglich sind. Zwar lässt sich in einem Quartier zweifellos einiges bewirken, indem man soziale und räumliche Bedingungen schafft, die nahe an Menschen mit besonderen Bedürfnissen sind, beispielsweise der Abbau von Schwellen. Doch hinterlegen viele auf das Quartier bezogene Reformideen in sozialer Hinsicht eine zu optimistische Gestaltungsperspektive, als ob die Nachbarschaft alle Probleme dieser Welt lösen könnte. Um solidarische und soziale Alternativen zu schaffen, muss man vielmehr an gesellschaftlichen Normen ansetzen, am Verteilssystem und an politischen Fragestellungen. Wenn wir über Sozialraum reden, spielen diese übergeordneten, gesellschaftlichen Dimensionen immer auch eine Rolle.

Was heisst das jetzt für Ihre Vorstellungen von Raum respektive Sozialraum?

Raum ist keine fixe Grösse, reduziert auf die Welt der Dinge, sondern vielmehr etwas, das wir täglich herstellen. In der alltäglichen, raumgestaltenden Praxis werden gesellschaftliche Normen verhandelt, Normalitätsvorstellungen werden reproduziert. Wie steht es zum Beispiel mit den Handlungsmöglichkeiten von Menschen mit Behinderung? Können diese in selbst definierten Räumen leben? Oder: Dürfen Kinder und Jugendliche, die in einer Einrichtung leben, ins Dorf gehen? Gesellschaftliche wie professionelle Akteurinnen und Akteure müssen sich immer wieder bewusstmachen, wo sie Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten produzieren oder reproduzieren. Unser Tun ist eingebettet in bestimmte gesellschaftliche Verhältnisse. In einer umfassenden Sozialraumperspektive müssen solche Fragen mitberücksichtigt werden. Man muss solche Fragen

mit den Betroffenen und auch im Kreis der Fachpersonen diskutieren. Damit verbunden ist auch die Frage der Verortung der Sozialen Arbeit innerhalb der Gesellschaft.

Warum wurde die Debatte zum Sozialraum gerade in den 90er-Jahren erstmals lanciert?

Neben der Kritik an der bestehenden Kinder- und Jugendhilfestruktur in Deutschland entsprach die Idee auch dem Zeitgeist. Die Europabegeisterung und die Globalisierung relativierten die Bedeutung der Nationalstaaten. Man suchte deshalb nach kleineren Einheiten, in denen Individuen und eine Gemeinschaft auch in einer globalisierten Welt handlungsfähig sein konnten. Die soziale Stadtentwicklung wurde ein grosses Thema. Man hat damit angefangen, Stadtteile in den Blick zu nehmen, Quartiere, Nachbarschaften, die Heimat und Identität stiften. Ganz allgemein gewannen Raumfragen an Bedeutung.

Und zwar gerade auch auf dem Gebiet der Sozialen Arbeit ...

In der Geschichte der Sozialen Arbeit gibt es sowohl Phasen, in denen eher eine Gemeinschaftsperspektive in Zentrum steht, als auch Phasen, die vor allem das einzelne Individuum in den Blick nehmen. Über die Zeit ist eine Pendelbewegung zu beobachten. Vom Wunsch, das Individuum innerhalb seines Umfelds zu unterstützen, hin zu einer auf das Individuum konzentrierte Perspektive. Man hat in vielen westlichen Ländern, wie in Deutschland, in der Schweiz oder in England, bereits in den 70er-Jahren die Gemeinwesenarbeit vorangetrieben. Auch hier versuchte man nicht den Einzelnen im Blick zu haben, sondern eben das Gemeinwesen als Ganzes.

Im Verlauf der letzten rund 20 Jahre hat die Sozialraumidee in vielen gesellschaftlichen Bereichen Fuss gefasst – weit über die Kinder- und Jugendhilfe hinaus. Wie kam das?

Es ist tatsächlich spannend, wie die Prinzipien des Sozialraums als Lösung für ganz unterschiedliche Bedürfnisse und Problemlagen betrachtet werden. In der Betreuung und Pflege im Alter zum Beispiel soll die Sozialraumorientierung ein möglichst langes selbstbestimmtes Leben in den eigenen vier Wänden ermöglichen. Im Bereich von Menschen mit Behinderung entsprechen die Prinzipien des Sozialraums der Forderung nach einer personenzentrierten Zukunftsplanung und der Inklusion. Auch die Gesundheitsförderung entdeckt den Sozial-

«In der alltäglichen, raumgestaltenden Praxis werden gesellschaftliche Normen verhandelt.»

raum: Gesundheit bedeutet einen anderen Umgang mit dem Sozialen. Es geht darum, lebenswerte Quartiere zu schaffen, Begegnungszonen und Bewegungsräume. Im Bildungsbereich spricht man von Bildungslandschaften: Die Schulen öffnen sich und kooperieren mit der Jugendarbeit, den Sportvereinen und der Bibliothek.

In der Schweiz war der Sozialraum lange kein Thema – oder täuscht der Eindruck?

Während in Deutschland oder etwa auch in Frankreich oder Spanien die Sozialraumidee schon länger breit verankert ist, war sie in der Schweiz während vieler Jahre kaum präsent. Eines der frühesten Beispiele haben wir in der Stadt Zürich, wo vor knapp 20 Jahren in Anlehnung an deutsche Städte der Sozialbereich umgebaut wurde. Die Stadt wurde in fünf Sozialregionen aufgeteilt, und innerhalb dieser Sozialregionen wurden Sozialräume bestimmt. Damit einher ging eine Dezentralisierung der Verwaltung hinaus in die Quartiere. Für einen grossen Teil der sozialen Dienstleistungen sind Sozialraum-Teams in den Quartieren zuständig. In der Zwischenzeit gibt es auch in anderen Städten und Regionen Erfahrungen mit Sozialraumprojekten in unterschiedlichen Bereichen. Die Stadt Bern ist zum Beispiel in der sozialräumlich organisierten Kinder- und Jugendhilfe sehr aktiv.

Ist der Sozialraum-Gedanke mit der oft kleinräumigen Struktur in der Schweiz nicht oft bereits umgesetzt?

In deutschen Städten bedeutet Sozialraumorientierung eine Dezentralisierung der Verwaltung, indem die Angebote näher zu den Adressatinnen und Adressaten rücken. In der Schweiz haben wir hingegen vor allem auf der Ebene der Gemeinden die Tradition einer nahräumlichen Orientierung des Angebots. Deshalb besteht in vielen ländlichen und kleinräumigen Strukturen in der Schweiz im Sozialbereich häufig das gegenteilige Problem. Das zeigt sich etwa im Ersatz der kommunalen Vormundschaftsbehörden durch die regionalen Kindes- und Erwachsenenschutzbehörden, die auch viel professioneller funkti-

onieren. Man wählt also die gegenteilige Richtung hin zur Zentralisierung und Regionalisierung, indem man gerade auf der Verwaltungs- und Dienstleistungsebene grössere Zusammenhänge sucht. Die aktuell aufflammende Diskussion um Sozialraumorientierung kann hierzulande aktiv genutzt werden, um Fragen der Zuständigkeiten zu klären. Entscheidend ist aus meiner Sicht: Man kann nicht einfach ein System, das in Deutschland funktioniert, auf die Verhältnisse in der Schweiz überstülpen.

In welchen Bereichen sehen Sie in der Schweiz eine besonders hohe sozialräumliche Sensibilität?

Im Bereich der offenen Jugendarbeit sehe ich grosse Bemühungen. Die Jugendhäuser haben an Attraktivität verloren. Die Jugendlichen treffen sich vielmehr irgendwo im öffentlichen Raum und werden mit ihren Anliegen sichtbar, etwa durch das Phänomen der Botellones. Sozialräumliche Fragestellungen helfen, diese jungen Leute anzusprechen und darauf aufbauend neue Konzepte zu erarbeiten. Ansätze der offenen Jugendarbeit werden durch aufsuchende Konzepte ergänzt, indem die Teams dorthin gehen, wo die jungen Leute tatsächlich sind. Auch im Bereich Wohnen und Leben im Alter gibt es sowohl in ländlichen als auch in städtischen Gebieten eine Reihe neuer nahraumbezogener Aktivitäten. Neue Projekte und Stellen entstehen, die ganz unterschiedlich heissen: Siedlungsassistenz, Quartierbetreuung oder Community-Worker.

Wo sehen Sie die Herausforderung in der Arbeit am Sozialraum?

Ich stelle fest, dass das Thema boomt. Es gibt aber meiner Meinung nach keine einfachen Antworten. Die Akteurinnen und Akteure, die einen Sozialraum-Entwicklungsprozess in Angriff nehmen, müssen klären, welches Ziel sie erreichen wollen. Sollen die Klienten selbstständiger leben können? Oder: Soll die Einrichtung anders aufgestellt werden? Oder: Soll die Bewegungsfreiheit verbessert werden, zum Beispiel für Menschen mit Behinderung? Sobald solche Fragen geklärt sind, kann man

>>

«Nachbarschaft kann ausgrenzend sein, das lässt sich in kleinen Dörfern erfahren.»

Anzeige



RedLine[®]
seit 15 Jahren Software

Ihr Wissen für das gemeinsame Ziel

www.redline-software.ch

RedLine Software GmbH - Telefon +41 71 220 35 41

Schritt für Schritt vorgehen. Auch dann aber braucht es sorgfältige Diskussionen, es gibt keine Formel für die Arbeit am Sozialraum. Man muss sich auch ganz grundsätzlich fragen, welche Vision von Gesellschaft man verfolgt.

Sie stehen dem Sozialraum-Hype eher kritisch gegenüber ...

Es scheint mir sehr wichtig, dass man sich keine falschen Vorstellungen macht. Dazu gehört auch, dass man die Idee von Nachbarschaft und Solidarität nicht verklärt. Wir müssen auch scheinbar positiv klingende Konzepte kritisch hinterfragen. Nachbarschaft kann ausgrenzend sein. Das lässt sich in kleinen Dörfern erfahren, wo jeder jeden kennt. Es ist auch illusorisch, eine inklusive Nachbarschaft einzufordern, die Menschen mit Behinderung offen aufnimmt und unterstützt. Wir müssen uns fragen: Wo und wie wird in unserer individualisierten Gesellschaft noch Solidarität gelebt? Solidarität bezieht sich auch nicht zwangsläufig auf die Personen in der Nachbarschaft oder der Gemeinde.

Auffallend ist, dass oft jeder Bereich für sich sozialräumliche Konzepte entwickelt. Müssten diese Bereiche nicht alle unter ein Dach gebracht werden? Gerade wenn städtische oder kommunale Behörden die Akteure sind?

Das ist eine spannende Frage. Eigentlich will man mit der So-

zialraumorientierung ja eine Gesamtperspektive entwickeln. Eine solche Gesamtperspektive, also der Einbezug unterschiedlichster professioneller oder zivilgesellschaftlicher Akteure, wird aber dann nur im Hinblick auf eine bestimmte Gruppe von Menschen mit besonderen Bedürfnissen entwickelt. Eine Gesamtperspektive müsste den Anspruch haben, verschiedene Zielgruppen zu integrieren. Durch die einzelnen Zielgruppen aber sind viele Professionen beteiligt. Und auf der Ebene der Behörden bestehen unterschiedliche Zuständigkeiten und Finanzierungen. Damit lässt sich die Sozialraumidee immer nur begrenzt im Sinn einer Gesamtperspektive umsetzen.

Braucht es in einer sozialräumlichen Struktur noch Heime und Institutionen?

Heime waren über Jahrzehnte die richtige Lösung. Die Diskussion um den Sozialraum kann man als Chance nutzen, um über die Bedürfnisse der Zielgruppen und die Art der Unterstützung nachzudenken. Es geht wohl in Richtung einer Deinstitutionalisierung. Vor allem aber geht es um die Frage, welche Art von Institutionen es brauchen wird. Es braucht wahrscheinlich keine Heime mehr im eigentlichen Sinn. Institutionen aber sind in unserem Leben wichtig, sie bieten Orientierung und Identität. Soziale Arbeit und Professionelle kann man nicht ohne Institutionen denken. ●

Die Sozialraum-Aktivitäten von Curaviva Schweiz

Curaviva Schweiz engagiert sich stark für die Sozialraumorientierung, weil bei diesem Konzept die individuelle Lebensqualität im Zentrum steht. Dieses aus Verbandssicht wichtige Ziel der Pflege, Begleitung und Betreuung hat jedoch nur eine Chance, wenn die Unterstützungsleistungen sich den Menschen anpassen. Dieser Paradigmenwechsel von angebotsorientierter zu bedarfsorientierter Leistung wird die Institutionen und ihre Partnerbetriebe sowie die öffentliche Hand und die Financier herausfordern. Als nationaler Branchenverband will Curaviva Schweiz deshalb seine Mitglieder bei der Umsetzung unterstützen und die Entwicklung von sozialräumlichen Ansätzen mit Hilfestellungen vorantreiben. Denn Pflegeinstitutionen, Einrichtungen für Menschen mit Behinderungen sowie Kinder- und Jugendinstitutionen sind wichtige Akteure, die einen wertvollen Beitrag für die Teilhabe und Teilgabe der betreuten Personen am sozialen Leben leisten können.

Curaviva Schweiz

- **sucht** deshalb gezielt den Dialog und die Kooperation mit anderen Verbänden – auch solchen, die stärker auf ambulante Angebote ausgerichtet sind –, mit Organisationen, die Menschen mit Unterstützungsbedarf und deren Angehörige vertreten, sowie mit dem Städte- und Gemeindeverband.
- **sieht** für das kommende Jahr Analysen vor, die Grundlagen zu den Voraussetzungen, Erfolgsfaktoren und dem Handlungsbedarf zur Umsetzung der sozialräumlichen Unterstützungsleistungen aufzeigen.
- **plant** ein Projekt, welches in einfacher Form bestehende sozialräumliche Modelle darstellen wird. Damit soll das

Thema stärker in den öffentlichen Fokus gerückt und dessen Verbreitung angestossen werden.

- **analysiert**, welche Kompetenzen und Haltungen für die veränderten Anforderungen bei der Arbeit im Sozialraum notwendig und welche Berufsprofile gefragt sind. Die interdisziplinäre Zusammenarbeit ist dabei von besonderer Bedeutung. Die Erkenntnisse werden bei der Entwicklung und Weiterentwicklung von Berufsabschlüssen einfließen.
- **sucht** die Diskussion mit den Entscheidungsträgern in der Politik, der öffentlichen Verwaltung auf allen Ebenen. Die heutige Finanzierung genügt nicht für die Umsetzung von sozialräumlichen Angeboten und setzt gegenläufige Anreize.
- **ist sich bewusst**, dass sozialräumliche Ansätze meistens Veränderungen in gewachsenen Strukturen und Angeboten bedingen. Für eine gelingende Zusammenarbeit bei seinen Verbandsaktivitäten setzt sich Curaviva Schweiz deshalb für offene und kooperative Partnerschaften ein.

Die sozialräumliche Perspektive ergänzt und fließt teilweise bereits in andere zentrale Verbandsthemen ein, wie beispielsweise die Lebensqualitätskonzeption von Curaviva Schweiz und die Umsetzung der Uno-Behindertenrechtskonvention. All diesen Themen liegt die Haltung zugrunde, dass das Individuum im Zentrum steht. Personen sollen befähigt und die Partizipation ermöglicht werden. Curaviva Schweiz geht diese Themen fachübergreifend an, damit Synergien genutzt werden und Aktivitäten sich gegenseitig befruchten können.

CURAVIVA Schweiz